

Vergessen

Von Silja Fröhling

Die Hühner sind tot. Sie liegen zwischen Staub und Körnern auf dem Boden. Ihre Flügel sind grotesk verrenkt und überall sind Federn und Blut. Mir wird schlecht bei diesem Anblick, der gar nicht zu diesem ruhigen Morgen passt. In der Luft hängt immer noch der Geruch nach dem Sommerregen von letzter Nacht. Das Gatter zum Hühnerstall ist nur angelehnt und so wie es im Inneren aussieht, brauche ich nicht lange überlegen, was passiert ist.

Mach ja das Tor zu, sonst kommt der Fuchs rein, höre ich die strenge Stimme meines Großvaters, wie er es uns Kindern früher jeden Abend einschärfte. Wahrscheinlich hat Oma gestern nach dem Füttern vergessen, den Riegel zu verschließen. Ich stelle den Sack mit dem Hühnerfutter ab und gehe zurück über den Hof zum Haus. Unter meinen Sohlen quietscht die feuchte Erde. In der Küche finde ich Müllsäcke und Einmalhandschuhe.

Müllsack abreißen, aufmachen, Handschuhe anziehen, Huhn aufheben, in den Müllsack legen, dabei flach durch den Mund atmen. Nicht weinen. Sechs Mal.

Als alle Hühner in den schwarzen Plastiksäcken stecken, übergebe ich mich ins Gras. Saure Magenflüssigkeit brennt in meiner Kehle und kleine Steine bohren sich in meine Handballen. Ich sehe den vorwurfsvollen Blick meiner Mutter, wie sie sich über meine vegane Ernährung, oder wie sie es nennt, „Mangelernährung“, aufregt: *Das ist der natürliche Lauf der Dinge, Frieda*. Scheiß auf Natur. Und scheiß auf Mamas Blick. Sie hockt schließlich nicht hier im Dreck und kratzt Hühnerleichen zusammen. Sie ist mit Papa in Kanada, während ich hier bei Oma bin. Ich stehe auf und bringe die Säcke zur Mülltonne. Es kommt mir falsch vor, die Hühner nicht zu beerdigen, aber Oma wird gleich wach und ich habe keine Zeit, um Gräber auszuheben.

Im Haus kleben überall diese bunten Zettel. Es ist, als hätte sich das Haus meine Großmutter einverleibt, sie verdaut und ihr Inneres nach außen gekehrt. Wenn ich durch das Haus laufe, dann habe ich das Gefühl, durch ihr Gedächtnis zu wandern. Ihre Gedanken auf buntem Papier.

„Licht aus!“

„58374“

„Buch Margarete“

„Hühner füttern“

Das ist jetzt wohl überflüssig.

„Tür abschließen“

„Frieda“

Mein Name, schwarz auf grün, direkt neben einem alten Schulfoto von mir. Ganz krakelig darunter: „Enkelin“. Ich wende schnell den Blick ab. Es fühlt sich an, als würde ich etwas Verbotenes tun, wenn ich diese Zettel lese. Als würde ich heimlich in einem Tagebuch blättern.

Eigentlich hat alles schon vor ein paar Monaten begonnen. Oma rief uns häufiger an, brachte unsere Namen durch einander und fragte uns nach Dingen, die sie verlegt hatte. Am Anfang dachten wir nur, dass sie nach dem Tod von meinem Großvater einsam ist, aber dann fing das mit denzetteln an. Seit ich, direkt nach dem Abitur, nach Berlin gezogen bin, bin ich immer seltener in dem kleinen norddeutschen Dorf. Und meine Eltern, die beide Biologen sind, waren schon immer mehr auf Forschungsreisen als zuhause. Als es mit Oma schlimmer wurde, hat Mama zwar versprochen, mehr da zu sein, aber dann kam dieser Anruf aus Vancouver. Und jetzt darf ich an ihrer Stelle tote Hühner einsammeln und aufpassen, dass nichts Schlimmeres passiert.

Nachdem ich meine Hände gewaschen habe, lasse ich mich erschöpft gegen die Arbeitsplatte sinken. Die Küchenuhr zeigt gerade mal halb acht an. Wäre ich in Berlin, würde ich mich in einer halben Stunde auf den Weg zur Uni machen. Ich setze Wasser für Kaffee auf und schalte das Radio an, als Oma in die Küche kommt. Ihre Haare sind auf der linken Seite ganz plattgelegt und sie trägt ihren lila geblühten Morgenmantel.

„Guten Morgen, Frieda“, sie lächelt mich an.

Ich lächle zurück und beobachte sie aufmerksam. Ist heute ein guter Tag? Oder ein schlechter? Sie hat mich erkannt und scheint sich nicht zu wundern, dass ich hier bin. Gut.

„Hast du schon die Hühner gefüttert?“ Schlecht.

„Oma... Das Tor war wohl nicht richtig geschlossen, der Fuchs war da.“ Kurz und schmerzlos. Doch als ich in Omas erschrockenes Gesicht blicke, bin ich mir plötzlich nicht mehr sicher, ob das die richtige Entscheidung war.

„Oh Gott, hab ich...“, sie blickt fahrig durch die Küche. „Hab ich gestern Abend... aber ich war mir so sicher, dass ich das Tor zugemacht hab.“

„Oma, alles gut, vielleicht war der Riegel einfach nicht richtig vorgeschoben.“

„Die Hühner...“, ihre Stimme bricht.

„Ist schon okay“, ich lege eine Hand auf ihren Arm, „Ist wirklich okay.“

„Dein Großvater hat die Hühner vergöttert. Ich weiß gar nicht, was er an den Viechern so toll fand...“

Mir entfährt ungewollt ein Lachen. Sie setzt sich an den Tisch, während ich den dampfenden Kaffee in zwei Tassen fülle.

„Wir haben uns damals beim Sommerfest auf dem Hof von den Johannsens kennengelernt... dein Großvater und ich. Habe ich das schon mal erzählt?“

Dann redet sie von einer warmen Sommernacht, von Musik und Apfelwein und einem Tanz unter Wacholderbüschen. Obwohl ich die Geschichte beinahe auswendig kann, höre ich ihr zu und das macht die Lücke am Küchentisch für uns beide ein bisschen erträglicher.

Mein Wecker klingelt jeden Morgen um sechs. Stöhnend schlage ich die Augen auf und taste nach meinem Handy. Durch die Vorhänge fallen Sonnenstrahlen auf die Holzdielen. Es ist August, einer dieser heißen Sommer, die nie enden wollen. Ich stehe auf, greife nach einem Haargummi und schlinge meine Locken zu einem Knoten. Dann ziehe ich mein Schlafshirt aus und meinen Badeanzug an. Ich stopfe Handtuch, Schlüssel und Portemonnaie in einen Jutebeutel und laufe nach draußen. Die Luft ist mild und noch angenehm kühl auf meiner nackten Haut. Ein Blick in die Wetterapp verrät mir allerdings, dass die Temperaturen heute wieder über 30 Grad klettern werden.

Nur im Badeanzug und mit Adiletten steige ich aufs Fahrrad. Links, rechts, wieder rechts und dann die Klostertwiete runter zum See. Fahrrad ins Gras werfen, laufen, Kopfsprung vom Steg und eintauchen. Die Oberfläche des Sees schimmert in der Morgensonne, als ich prustend wieder auftauche und einige nasse Strähnen aus der Stirn streiche. Das Wasser ist kalt und eine Gänsehaut breitet sich in meinem Nacken aus. Außer mir sind nur zwei ältere Damen im See. Ob meine Großmutter sie wohl kennt? Freundlich grüße ich sie, dann schwimme ich eine große Runde, bevor ich aus dem Wasser steige, mich abtrockne und wieder zurückfahre.

Schwimmengehen, Kaffee kochen, aufräumen, Oma in den Garten bringen. Dann Mails beantworten, einkaufen, kochen. Ich flüchte mich in Routinen, um nicht nachzudenken. Das mit dem Nachdenken funktioniert nur mittelmäßig, dafür habe ich mich beim Ausmisten und Aufräumen in den zweiten Stock vorgearbeitet. Ich sortiere alte Fotos, Bücher, Dokumente. Wische Oberflächen mit Microfasertüchern ab und sprühe Glasreiniger auf Fenster und Spiegel. Am Fuß der Treppe stehen zwei große Müllsäcke. Ich mache Stapel: Behalten, weg, Mama fragen. Unser WhatsApp Chat besteht nur noch aus Fotos mit kleinen Fragezeichen darunter.

Schwimmengehen, Kaffee kochen, Oma zum Arzt fahren, einkaufen. Mit Oma spazieren gehen, kochen, mit Mama telefonieren. Sie versichert mir, dass sie und Papa Ende des Monats zurück sein werden und dass sie dann alles übernimmt. Ich sage nichts dazu, weil ich weiß, wie die beiden sind und weil sie meine halbe Kindheit damit verbracht haben, mir zu versichern,

dass sie bestimmt Ende des Monats zurück sein werden. Dann lege ich auf und gehe in den Garten.

Oma sitzt auf der Wiese und schaut selbstvergessen in den Himmel hinauf. Von Weitem sieht sie ganz klein und verloren aus. Immer, wenn ich sie mit ein bisschen Abstand sehe, erschrecke ich mich, weil sie so schmal ist. Als Kind ist sie mir so groß und stark vorgekommen, jetzt will ich sie nur noch beschützen. Ich versuche nicht in Richtung Hühnergehege zu blicken, als ich zu ihr laufe und mich neben sie setze.

„Wir müssen die Johannisbeeren ernten, bevor sie schlecht werden“, sie deutet auf die Sträucher neben dem Schuppen.

„Wenn du willst, können wir die Tage Marmelade kochen.“

„Dein Großvater mochte Johannisbeermarmelade nie, wusstest du das? Aber mir zuliebe hat er sie trotzdem gegessen.“

Sie blickt immer noch zu den Sträuchern, als würde sie all die Erinnerungen sehen. Ich verstehe, wie sie sich fühlt. Auch ich erinnere mich. An ganze Tage, die wir in diesem Obstgarten verbrachten. Daran, wie wir schwarze Johannisbeeren, Brombeeren und Stachelbeeren gepflückt haben und unsere Fingerkuppen danach wochenlang lila waren. Oma stand in der Küche und hat die Beeren eingekocht. Ihre helle Schürze voller dunkler Flecken und ihre Haare standen wie eine gelockte Wolke um ihr gerötetes Gesicht herum.

Plötzlich greift sie nach meiner Hand. Ihre knotigen Finger schließen sich um meine und ich bin mir nicht sicher, ob ich sie oder sie mich festhält. Wahrscheinlich ein bisschen von beidem.

„Hab ich dir eigentlich schon mal die Geschichte erzählt, wie Opa und ich uns kennengelernt haben?“, fragt sie, ohne den Blick vom Garten zu lösen.

„Nein“, erwidere ich, „Nein, erzähl doch mal.“